

Annette Schavan

Kompetenz und Profil

Katholische Laienarbeit 30 Jahre nach dem Konzil

Selbstverständnisdebatten, Leitbildprozesse, Struktur- und Organisationsreformen stehen auf der Tagesordnung der Institutionen. Sie reagieren damit auf krisenhafte Entwicklungen, die sich in der mangelnden Akzeptanz ihrer Arbeit, in einer schwindenden Motivation ihrer Aktiven und in zurückgehenden Mitgliederzahlen äußern. Das trifft die politischen Parteien und die Gewerkschaften ebenso wie die beiden großen christlichen Kirchen. Neben die These von den entlastenden Funktionen der Institutionen sind längst Erfahrungen belastender Wirkung getreten. Insofern zur Signatur unserer Zeit die vielfach beschriebenen Individualisierungsprozesse gehören, scheinen die Belastungen durch die Bindung an Institutionen stärker wahrgenommen zu werden denn ihre Entlastungsmechanismen. Bindungen werden vor allem unter dem Gesichtspunkt ihres Ertrags für die eigene Biographie beurteilt. Die Mittel und Möglichkeiten einer Wohlstandsgesellschaft lassen für immer mehr Menschen eine Einstellung zu, die die Wahl des Engagements unter den Anspruch einer erlebnisorientierten Rationalität stellt. Da verblaßt das Verständnis für Gemeinwohlorientierung zugunsten der Forderung einer Veränderung der Verhältnisse auf das eigene Leben hin, die in der Rede vom eigenverantworteten „Lebensprojekt“ ihre Zuspitzung erfährt. Zugleich wächst die Ungeduld der einzelnen gegenüber der Gesellschaft und der sie tragenden Institutionen, diesen individuellen Interessen Rechnung zu tragen.

Milieubildungen erfolgen, worauf Gerhard Schulze in seinem Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ hingewiesen hat, unter dem Gesichtspunkt der Erlebnisgemeinschaften. In ihnen wird jene Seite zunehmender Individualisierung partiell aufgehoben, die die Sehnsucht nach Eingebundenheit übersieht. Erlebnisorientierung gewinnt den „Charakter kollektiver Basismotivation“¹ und führt zu neuer Initiative der Individuen in ihrem Verhältnis zur Welt. Das Erlebnis wird gleichsam zur postmodernen Variante der Suche nach Glück. Das Milieu wird beurteilt unter dem Anspruch der Erlebnisrationalität, die dann eingelöst ist, wenn die jeweilige Situation auf das Subjekt und seine Bedürfnisse hin verändert wird. Da ist nicht, wie in den klassischen Milieus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die gemeinsame Gesinnung bzw. Weltanschauung für die Zugehörigkeits- und Handlungsmotivation des einzelnen im Milieu relevant, sondern die Fähigkeit des Milieus, Einzelinteressen wahrzunehmen und ihnen Raum zur Entfaltung zu geben.

Diese institutionenkritische Entwicklung trifft alle Organisationen und also auch die der katholischen Laienarbeit², die, kirchlich gebunden, ihren Auftrag wesentlich darin sieht, gesellschaftliche, kulturelle und politische Gestaltungsaufgaben wahrzunehmen. Ihr Spezifikum liegt in einem Vermittlungsauftrag, der sich aus dem vom Konzil beschriebenen Status der beteiligten Subjekte als „Bürger beider Gemeinwesen“ (GS 43) ergibt. Es ist damit eine kritische Zeitgenossenschaft (Alfons Auer) gegeben, die eine zweifache Wechselbeziehung herstellt: Da ist zum einen die Erwartung an die Kirche, „die Probleme des gesellschaftlichen Zusammenlebens heute im Licht des eigenen Auftrags, aber auch diesen Auftrag im Licht jener Prozesse zu betrachten“³. Da ist ebenso der Anspruch an die Gesellschaft, das humane Ethos des Christentums nicht aus dem Blick zu verlieren und die eigenen Entwicklungen daraufhin zu befragen, inwieweit sie offenbleiben für die kritischen und anregenden Impulse aus den Überzeugungen der in dieser Gesellschaft lebenden Christinnen und Christen.

Diese doppelte Wechselbeziehung war nie einfach und immer gefährdet durch den Verlust der Balance zwischen Kooperation und Konflikt, zwischen Anpassung und Distanz, zwischen Konsens und Differenz im Verhältnis von Kirche und Gesellschaft. So ist es auch heute, und deshalb muß jede Generation um diese Balance neu ringen.

Eine Gesellschaft auf Orientierungssuche

Für das Verständnis der heutigen Situation ist neben der geschilderten Entwicklung eine andere augenscheinlich: Die Gesellschaft und Kultur, in der wir leben, steckt in tiefgreifenden Umbrüchen. Sie steht vor neuen Herausforderungen und tut sich schwer mit errungenen Freiheiten, die verantwortlich gestaltet werden müssen, soll nicht das Prinzip der Durchsetzung der Stärkeren auf Kosten der Schwächeren die Oberhand gewinnen. Viele Selbstverständlichkeiten sind im Zug wachsender Pluralisierung verlorengegangen. Das hat zu großer Unsicherheit und einer umfassenden Orientierungssuche geführt. Manche bislang unbestrittenen Problemlösungen erweisen sich als nicht mehr wirksam angesichts neuartiger Problemlagen. Wir stehen kulturell in einem tiefen Umbruch im Blick auf Wertprioritäten, Grundsätze des Zusammenlebens und klassische Bindungen. Manche entdecken in den Grundprinzipien der parlamentarischen Demokratie und einer marktorientierten Wirtschaftsordnung weniger das, was sie sind, nämlich Gestaltungsfelder und Prozesse, die entwicklungsfähig und des Engagements wert sind, denn starre Systeme, die primär Zwänge produzieren. Zu den vielen Signaturen, die dieser Gesellschaft bereits zugeschrieben wurden, kommt derzeit sicher eine weitere hinzu: eine im Dschungel der pluralen Standpunkte nach Orientierung und Prioritäten suchende Gesellschaft zu sein.

Wer sich an dieser Suche produktiv beteiligen will, muß das Zeitgenössische mindestens so genau wahrnehmen und begreifen lernen wie die eigenen Überzeugungen. Papst Paul VI. hat das in seiner ersten Enzyklika „*Ecclesiam suam*“ so formuliert:

„Die Welt wird nicht von außen gerettet ... Man muß, wie das menschengewordene Wort Gottes, gewissermaßen mit den Lebensformen derjenigen eins werden, denen man die Botschaft Christi bringen will; man muß, ohne Rücksichten auf Privilegien und ohne die Trennungswand einer unverständlichen Sprache, die allgemeine Lebensform der anderen annehmen, wenn sie nur menschenwürdig und lauter ist.“⁴

Die Passage ist nicht nur exemplarisch für diese Enzyklika, sondern auch für das Zweite Vatikanum, das vor 30 Jahren zu Ende ging und eine enorme Aufbruchstimmung in die katholische Kirche gebracht hat. Damit war und ist ein hoher Anspruch verbunden: die Botschaft von Kreuz und Auferstehung Jesu Christi und von der Erlösung des Menschen so zu verkünden, daß Menschen darin auch heute Lebensperspektiven entdecken können, die nicht mit dem Tod enden. Dies zu leisten, setzt eine intensive Auseinandersetzung mit konkret gelebtem Leben, mit Mentalitäten und kulturellen Prägungen voraus. Da geht es zunächst nicht um Anpassung oder Distanz, sondern um Verstehen. Es sind Verstehensprozesse nötig, die fruchtbare Dialoge ermöglichen und Entfremdung vermeiden.

Für die Rolle der Kirchen und damit auch der katholischen Laienarbeit gilt außerdem jene Mahnung, die der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte so formuliert hat: Die Kirche „soll durch ihr Dasein an das Verdrängte und Vergessene erinnern, das allein den Menschen menschlich und die Zivilisation zur Menschenwürdigkeit ergänzen kann. Das dürfte die grundlegende Rolle der Kirche in der modernen Gesellschaft sein.“⁵ Schließlich gehört zum Verstehen heute die Einsicht, daß Kirche und Gesellschaft nicht einfach zwei nebeneinander existierende Größen sind, auch dann nicht, wenn sie sich in durchaus unterscheidbaren institutionellen Verfaßtheiten präsentieren. Die katholische Laienarbeit kann zu dieser Einsicht wesentliche Erfahrungen beitragen. Karl Rahner hat dazu bereits im Jahr 1967 angemerkt:

„Wenn die Kirche heute einen Dialog mit der Welt führen muß, dann darf nicht übersehen werden, daß diese ‚Welt‘ nicht einfach ‚draußen‘ ist, sondern in der Kirche selbst gegeben ist, also der erste und vielleicht entscheidende Dialog mit der Welt gerade der innerkirchliche Dialog ist.“⁶

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken als Dachverband der katholischen Laienarbeit hat zum innerkirchlichen Dialog 1991 ein Diskussionspapier veröffentlicht, das auf der Grundlage der Aussagen des Zweiten Vatikanums Erfahrungen von Dialog und Dialogverweigerung formuliert. Es hat damit einen kontroversen und zugleich fruchtbaren Prozeß in Gang gesetzt, der letztlich als ein Vorläufer der jetzigen Selbstverständnisdebatten in der katholischen Laienarbeit gewertet werden kann.⁷

Die Berufung der Laien

Eine Kernfrage in den heutigen Selbstverständnisdebatten der katholischen Laienarbeit ist die nach der Berufung der Laien. Wie ist die Berufung des Christen und der Christin als „Bürger beider Gemeinwesen“ zu begreifen? Wie finden wir zu einer Identität, die es uns ermöglicht, unsere geistliche und weltliche Existenz als die beiden Pole der einen Berufung zu leben und fruchtbar zu vermitteln?

Als „das Programm einer geistlichen Existenz in der heutigen Welt“⁸ kann hierzu die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums gewertet werden. Zu ihrem Verständnis sei zunächst ein Exkurs erlaubt auf zwei historisch bedeutsame vorausgehende Entwicklungen. Gemeint sind zum einen die in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgenden Milieubildungen einerseits und jene Phase seit dem Ende der 50er Jahre andererseits, in der sich unter dem Einfluß der Modernisierung die Einstellungen der Laien zunehmend wandelten. Karl Gabriel hat beide Entwicklungen in seinem Buch „Christentum zwischen Tradition und Postmoderne“⁹ detailliert beschrieben.

Das katholische Milieu war kein Klassenmilieu. Es umfaßte „ländlich-bäuerliche, handwerkliche, in geringem Maße auch bürgerliche Schichten und Teile des Adels, aber auch katholische Arbeiter“¹⁰. Ihnen gemeinsam war der Versuch, gegenüber dem Modernisierungsprozeß an Traditionen festzuhalten sowie Schutz und eigene Wege zu suchen im Prozeß des gesellschaftlichen Umbruchs. Das Milieu hat eine enorme interne Bindungswirkung erzielt. Es bot ein dichtes Netz eigener Organisationen „von der Wiege bis zur Bahre“ und entwickelte, nicht zuletzt mit Hilfe der heute noch existierenden Verbände, eine Art alternativen Dienstleistungssektor. Zur Stabilisierung des katholischen Milieus gehörte – das darf heute nicht vorschnell beiseite geschoben werden – eine Form der Beheimatung, die geprägt war von der Ritualisierung des Alltagslebens.

Sie bezog sich „auf den Tagesrhythmus mit den täglichen Gebeten in der Familie und dem öffentlichen Angelusläuten, auf den Wochenrhythmus mit der Sonntagspflicht und dem Fleischverbot am Freitag, den Jahresrhythmus mit den jahreszeitlich geprägten Frömmigkeitsformen und den Hochfesten des Jahreskreises. Vielfältige rituelle Absicherungen fanden aber auch die alltäglichen Gefährdungen des Lebens durch das Weihwasserkreuz auf der Stirn, durch Gebete und Segen um gesundheitliches Wohlergehen und durch Bittprozessionen zum Schutz vor den Unbilden und Abhängigkeiten gegenüber der Natur.“¹¹

So bot die Religion Deutungsmöglichkeiten auch für die dunklen Seiten des Lebens und gab Heimat angesichts des Verlusts traditioneller Heimat und dies besonders ansprechend durch die Bild- und Sinnhaftigkeit des Katholizismus¹².

Über die zeitliche Dauer des Milieus gibt es heute unterschiedliche Meinungen. Dessenungeachtet kann aber festgehalten werden, daß die 50er Jahre in Deutschland die Zeit einer außerordentlich hohen Kirchlichkeit waren, insofern also durchaus von einer Renaissance des kirchlichen Milieus nach dem Zweiten

Weltkrieg gesprochen werden kann. Dazu kam, daß in der Adenauer-Ära die Katholiken politisch tonangebend wurden. Der Wiederaufbau und auch die Expansion der Wirtschaft „vollzog sich sozusagen unter katholischer Ägide, so daß alle Bedingungen, unter denen der kirchliche Antimodernismus seine Plausibilität entfalten konnte, entfielen“¹³.

Damit bahnte sich jedoch bereits Ende der 50er Jahre für den Katholizismus eine entscheidende Wende an. Die Katholiken waren, nicht zuletzt aufgrund ihrer politischen Präsenz, an den Modernisierungsprozessen beteiligt und empfanden manche Züge des kirchlichen Selbstverständnisses bereits damals als anachronistisch. In der klassischen Industriegesellschaft vollzog sich zeitgleich ein tiefgreifender Wandel hin zu einer „entraditionalisierten Gesellschaft“. Zunehmend gewannen neue Maßstäbe der Ökonomie Einfluß auf alle Lebensbereiche, nicht zuletzt auf die Lebensformen und ganz besonders auf die Familie. Die heute vielzitierten Individualisierungsprozesse, die nicht zuletzt einen wesentlichen Faktor des ökonomischen Erfolgs dieser Gesellschaft darstellen, begannen und führten zum Abschmelzen der Milieus.

Das alles war in vollem Gang, als das Konzil begann. Für das Verständnis seines Anliegens des *Aggiornamento* und seiner tatsächlichen Möglichkeiten, wie sie sich in der nachkonziliaren Rezeptionsgeschichte zeigen, ist die sorgfältige Wahrnehmung dieser kulturellen und gesellschaftlichen Gemengelage wichtig. Es ging beim Konzil darum, die „Zeichen der Zeit“ aufzunehmen und Wege einer christlichen Existenz zu beschreiben, die angesichts vielfacher Veränderungen – der Mentalität, der Lebensformen, der Rolle der Kirche im Prozeß der Modernisierung – überzeugen würden. In einer neuen Zuordnung von transzendtem Sinn und immanenter Bedeutung stellte sich die christliche Überlieferung neu dar. Klinger faßt dies in den prägnanten Satz: „Der Glaube an Gott ist ein Bekenntnis zum Menschen.“ Die Aussage über Gott umfaßt darin „das Geheimnis der Existenz von allem überhaupt, das Geheimnis der Existenz von Mensch und Schöpfung“¹⁴. So hatte das Konzil formuliert:

„Wenn auch derselbe Gott Schöpfer und Erlöser ist, Herr der Profangeschichte und der Heilsgeschichte, so wird doch in eben dieser göttlichen Ordnung die richtige Autonomie der Schöpfung und besonders des Menschen nicht nur nicht aufgehoben, sondern vielmehr in ihre eigene Würde eingesetzt und in ihr befestigt.“ Über das Geheimnis Gottes sprechen bedeutet, „dem Menschen gleichzeitig das Verständnis seiner eigenen Existenz, d.h. die letzte Wahrheit über den Menschen“ zu sagen (GS 41).

Diese Gottesaussage wird erschlossen durch die Christusaussage. „In den Worten und Taten Jesu klärt sich das Geheimnis des Menschen und das Geheimnis Gottes auf.“¹⁵ Insofern Gott den Menschen nicht nur als einzelnen, sondern auch als Glied einer Gemeinschaft berufen hat, ist Jesus nicht allein „der Schlüssel zur Würde des Menschen“, vielmehr hat seine Botschaft auch eine soziale Bedeutung und ist „der Beginn einer neuen Ordnung, einer Ordnung der Gerechtigkeit und

Liebe“¹⁶. Dieser polare Ansatz setzt sich fort im Verständnis der Kirche als Gemeinschaft mit Gott und als Gemeinschaft von Menschen in der Welt.

„So geht denn diese Kirche, zugleich ‚sichtbare Versammlung und geistliche Gemeinschaft‘, den Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam und erfährt das gleiche irdische Geschick mit der Welt und ist gewissermaßen der Sauerteig und die Seele der in Christus zu erneuernden und in die Familie Gottes umzugestaltenden menschlichen Gemeinschaft“ (GS 40).

Das Geschick der Welt läßt sich also nicht trennen vom Geschick der Kirche, das Geschick der Kirche ebensowenig vom Geschick der Welt. Das ist die Grundlage für die Aufforderung an die Christen und Christinnen, ihre Pflichten in der Welt wahrzunehmen. Das gilt für einzelne und für die Kirche insgesamt.

„Man darf keinen künstlichen Gegensatz zwischen beruflicher und gesellschaftlicher Tätigkeit auf der einen Seite und dem religiösen Leben auf der anderen konstruieren. Ein Christ, der seine irdischen Pflichten vernachlässigt, versäumt damit seine Pflichten gegenüber dem Nächsten, ja gegen Gott selbst und bringt sein ewiges Heil in Gefahr“ (GS 43).

Das bedeutet für uns heute, wenn wir Perspektiven für den Weg der Kirche in die Zukunft entwerfen, Abschied zu nehmen von der Vorstellung der Kirche als Gegenwelt. Dem entspricht das Dialogprogramm der bereits zitierten Enzyklika Papst Pauls VI., durch das sich dieser Gedanke wie ein roter Faden zieht. Der Papst spitzt dieses Programm noch einmal zu, wenn er schreibt:

Die Kirche muß bereit sein, „den Dialog mit allen Menschen guten Willens innerhalb und außerhalb ihres eigenen Bereichs zu führen. Niemand ist ihrem Herzen fremd. Niemanden betrachtet sie, als hätte er mit ihrer Aufgabe nichts zu tun. Niemand ist ihr Feind, der es nicht selbst sein will. Nicht umsonst nennt sie sich katholisch, nicht vergebens ist sie beauftragt, in der Welt Einheit, Liebe und Frieden zu fördern.“¹⁷

Das Konzil überwindet mit seiner Lehre die Spaltung zwischen Profanität und Sakralität in der Person des Christen und der Christin. „Der Christ und die Christin sind Menschen, die an den Himmel glauben und die Erde lieben. In ihrer Existenz durchdringen sich Himmel und Erde. Ihre Liebe zur Welt ist ein Glaube an Gott und ihre Liebe zu Gott ist ein Glaube an die Welt. Er ist ein Standpunkt, der die Welt verändert.“¹⁸ Damit ist die Grundlage geschaffen für das Selbstverständnis des Christen und der Christin in Kirche und Gesellschaft. Geistliche und weltliche Existenz sind die beiden Pole der einen Berufung. Sie lassen sich nicht gegeneinander ausspielen. Sie sind keine Alternativen. Sie lassen sich aber ebensowenig fein säuberlich trennen. Letztlich bedeutete dies eine „Neubewertung des innerkirchlichen Stellenwertes der Laien“¹⁹.

Dementsprechend heißt es dann auch im 4. Kapitel der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“, daß die Laien gemeinsam mit den Priestern und Ordensleuten das „Volk Gottes“ bilden und sie „des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes auf ihre Weise teilhaftig“ (LG 31) sind. Ihnen wird ein spezifischer Anteil an der „Trias des Heiligens, des Lehrens und des Leitens“²⁰ definitiv zuerkannt. Vor jedem hierarchischen Unterschied wird

der Primat der Gleichheit der Glaubenden betont, abgeleitet von der Vorstellung des allgemeinen Priestertums (LG 32). „Der Apostolat der Laien ist Teilhaber an der Heilssendung der Kirche selbst“ (LG 33). In Artikel 37 über das Verhältnis der Laien zu den Amtsträgern wird den Laien die Möglichkeit und „bisweilen“ sogar die Pflicht zugesprochen, sich in kirchlichen Fragen zu äußern. Die Hirten werden an ihre Pflichten den Laien gegenüber erinnert:

„Die geweihten Hirten aber sollen die Würde und Verantwortung der Laien in der Kirche anerkennen und fördern. Sie sollen gern deren klugen Rat benutzen, ihnen vertrauensvoll Aufgaben im Dienst der Kirche übertragen und ihnen Freiheit und Raum im Handeln lassen, ihnen auch Mut machen, aus Eigeninitiative Werke in Angriff zu nehmen.“ Dies findet noch einmal eine Bestätigung, wenn es heißt: „Sie (die Hirten) können mit Hilfe der Erfahrung der Laien in geistlichen und weltlichen Dingen genauer und besser urteilen“ (LG 33).

Mit anderen Worten: Es ist nicht allein die Erfahrung der Laien in weltlichen Dingen, die für die Hirten wichtig ist, sondern auch die in geistlichen Dingen. Es ist in manchen heutigen Auseinandersetzungen gut, sich an diese Worte des Konzils zu erinnern. Danach ist ein Wort der Laien in geistlichen Angelegenheiten eben nicht schon Anmaßung oder Ausdruck von Inkompetenz, sondern gehört – im Sinn des Konzils – „bisweilen“ zu den Pflichten der Laien. Wie bedeutsam die Konzilsaussagen für das Selbstverständnis des deutschen Laienkatholizismus waren, zeigt die Tatsache, daß der Bamberger Katholikentag 1966 letztlich ein einziges Thema hatte: die vom Konzil neu definierten Aufgaben des Laien in Kirche und Gesellschaft²¹.

Traditionsbildung heute

Mit dem Abstand, den wir heute, 30 Jahre nach dem Ende des Konzils, haben, läßt sich sehr wohl begreifen, daß das Konzil Verunsicherung und Aufbruch gleichermaßen bedeutete. Wenn mit wachsendem zeitlichem Abstand die Verunsicherung zunahm, so hat das nicht primär innerkirchliche Gründe, sondern hängt wohl vor allem mit den sich beschleunigenden Veränderungsprozessen in Gesellschaft und Kultur zusammen. Die Prozesse der Ausdifferenzierung aller gesellschaftlichen Wert- und Funktionssphären brachte ein vorher nicht gekanntes Maß an Pluralität hervor. Sie geht vermutlich weit hinaus über das, was sich manche zu Zeiten des Konzils vorstellen konnten.

Mit der Auflösung der klassischen Milieus schwand auch die davon ausgehende identitätsbildende Kraft. Damit veränderte sich das Christwerden gewaltig. Es mußten neue Wege der Identitätsfindung und Identitätsstabilisierung gegangen werden, und es entstand der Eindruck, „als ob tiefere Überzeugungen heute überhaupt schwieriger Gestalt annehmen, als ob Reifungsprozesse des Menschen, die stets auch religiöse Komponenten mit beinhalten, schwieriger ge-

lingen“²². Dies wiederum hängt damit zusammen, daß wir seit dem Ende der 60er Jahre in einer enttraditionalisierten Gesellschaft leben. In ihr hat sich „die für die Industriegesellschaft bis in die Mitte unseres Jahrhunderts charakteristische Mischung von Tradition und Moderne“²³ aufgelöst. Die Voraussetzungen für Tradierungsprozesse sind andere geworden, insofern Traditionen je für sich nicht mehr den Anspruch auf Selbstverständlichkeit erheben können, sondern zur Wahl stehen. „Tradition als solche mag Schicksal des Menschen bleiben, aber keine bestimmte Tradition vermag mehr schicksalhafte Geltung durchzusetzen ... Traditionen stehen zur Verfügung, aber sie müssen ausgewählt werden, man muß sich für sie entscheiden.“²⁴ Das setzt einen bewußten Reflexionsprozeß voraus.

Solche Reflexionsprozesse sind heute geprägt von einem hohen Autonomiebedürfnis des Menschen und seiner Erwartung, daß die Institution, die für eine bestimmte Tradition steht, mit seinem Freiheitsbewußtsein produktiv umgehen kann. Das Subjekt ringt gleichsam mit der Institution um die Akzeptanz seiner Autonomie. Traditionen wiederum sind auf ihre institutionelle Absicherung angewiesen. „An der Konfliktlinie zwischen Autonomieversprechen und Institutionen dürfte ... ein großes Maß an gelingender Tradierung geschehen.“²⁵ Soll das Subjekt motiviert sein, sich für eine Tradition zu entscheiden, so muß es einerseits den Eindruck gewinnen, daß die dafür stehende Institution die Kraft und den Willen hat, ihre Tradition glaubwürdig zu vertreten. Will die Institution mit dem Freiheitsbewußtsein des heutigen Menschen produktiv umgehen, so muß sie das Selbstbewußtsein zu jener Offenheit besitzen, die das Neue, das im Tradierungsprozeß entsteht, nicht primär als Störfaktor registriert. Dieses Neue kann durchaus von den bisherigen Definitionen der Institution abweichen. „Wenn es zu den Prämissen einer Institution gehört, daß dies nicht Ergebnis des Tradierungsprozesses sein darf, dann ist die Tradierungskrise unausweichlich.“²⁶

Die Analyse macht deutlich, daß die katholische Kirche in einer ungleich schwierigeren Lage ist, als politische Parteien, Gewerkschaften und andere gesellschaftliche Großorganisationen es sind. In ihr spielt die Tradition eine große Rolle und ist die Erwartung einer Offenheit für neue institutionelle Definitionen stets gebunden an die Auslegung dessen, was wir den Anspruch des Evangeliums nennen. Wenn aber die Analyse stimmt, dann bleibt sie von dieser Herausforderung nicht verschont.

Traditionsbildung ist nicht überlebt, aber sie hat neue Voraussetzungen. Für die katholische Laienarbeit ist es möglicherweise eine Lebensfrage, ob es ihr und der Kirche insgesamt gelingt, sich selbstbewußt und engagiert auf die neuen Voraussetzungen einzulassen und darin ihre Traditionsfähigkeit unter Beweis zu stellen. Ob wir die heutigen Schwierigkeiten nun als Gottes- oder als Kirchenkrise deuten wollen, mag dahingestellt bleiben. Ganz sicher aber tun wir uns schwer mit Tradierungsprozessen und neigen manchmal dazu, uns mit der viel zitierten Tradierungskrise als unabwendbarem Schicksal abzufinden. Wir werden als Chri-

sten und Christinnen in dieser Gesellschaft auch zukünftig gefragt werden, wofür wir stehen und was wir an Impulsen einbringen. Wir müssen aufhören, den Schwarzen Peter vor allem den Verhältnissen zuzuschieben und uns selbst als handlungsunfähig zu stilisieren. Es gibt sehr wohl wieder Neugierde an Gruppen und Institutionen, in denen einerseits nicht über jede Regel ständig neu verhandelt werden muß und die andererseits das Subjekt respektiert.

Fähigkeiten zur Solidarität

Was bedeuten die geschilderten Entwicklungen für die katholische Laienarbeit? Bischof Karl Lehmann hat jüngst davon gesprochen, daß die Kirche sich der zerrissenen Welt stellen und die Fragen und Nöte aller Menschen aufgreifen müsse²⁷. Möglicherweise ist das eine Art Prämisse für die katholische Laienarbeit. Für das Selbstverständnis aller Gruppen in der Kirche heißt das, zunächst die Erfahrung zuzulassen, daß wir selbst Teil dieser zerrissenen Welt sind. Wir finden nur zu Identität und Glaubwürdigkeit, wenn wir das endlich begreifen. Viel zu viele kirchliche Überlegungen beschäftigen sich immer noch mit der Frage nach Anpassung und Distanz in einem Verhältnis von Kirche und Welt, das so nicht existiert. Wir sollten uns wirklich herausfordern lassen von den Fragen und Nöten der Menschen – kompetent und mit Profil. Dazu gehört, daß wir uns beteiligen an der Entwicklung von Solidarität als handlungsorientierter Grundhaltung.

Dies vorausgesetzt, sei abschließend auf bestimmte Fähigkeiten hingewiesen, die für die Weiterentwicklung von Kompetenz und Profil in der kirchlichen Arbeit bedeutsam sind:

1. In kirchlichen Gruppen und Verbänden, das ist längst unsere Erfahrung, existiert ein hohes Maß an Pluralität in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten. Selbst die Bewertung dieser Tatsache ist unterschiedlich. Für die einen bedeutet das eine zu überwindende Störung, manche sehen darin gar einen Mangel an Glauben. Für viele ist es eine bare Selbstverständlichkeit. Die innerkirchlichen Konsultationen im Prozeß der Entwicklung eines Wortes der EKD und der deutschen Bischöfe zu wirtschaftlichen und sozialen Fragen hat die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen und Standpunkte augenscheinlich gemacht. Nun stellt sich die Frage, ob wir die Kraft haben werden, *Pluralitätsfähigkeit* zu entwickeln. Karl Gabriel spricht in diesem Zusammenhang von den Chancen einer „pluralen Sozialgestalt“ des Katholizismus, der keinen Verfall seiner Tradition provoziert, sondern es erlaubt, darin „die Chance für eine zeitgemäße und glaubwürdige Repräsentanz des Christentums in einer postmodernen, kulturell und strukturell radikal pluralen Gesellschaft zu sehen“²⁸. Sie läßt durchaus auch innerhalb des Katholizismus eine Konkurrenz der Konzeptionen über richtige Wege in die Zukunft zu. Wir müssen dazu die Flügel des Katholizismus wahrnehmen, aner-

kennen und ins Gespräch bringen, statt uns dauernd voneinander abzugrenzen und wechselseitig zu verteuflern. Voraussetzung für das Gelingen einer pluriformen Sozialgestalt ist die Bereitschaft, „auch im Dissens den Dialog in der Hoffnung auf eine künftige, umfassendere Wahrheit hin nicht aufzugeben“²⁹. In solcher Gestaltung von Pluralität, könnten wir dann durchaus Modell in einer Gesellschaft sein, die ihrerseits vor der Aufgabe steht, Integrationsleistungen angesichts auseinanderdriftender Gruppen und Milieus zu erbringen.

2. Eng damit zusammen hängt die *Kommunikationsfähigkeit* innerhalb der Gesellschaft. Der Vorsitzende der französischen Bischofskonferenz, Joseph Duval, hat festgestellt: „Wir müssen neue Formen der Kommunikation mit der Gesellschaft finden.“³⁰ Er gibt zu bedenken, daß wir möglicherweise zuviel Mißtrauen im Umgang mit den Medien pflegen und sie zu wenig fordern. In einer Informations- und Kommunikationsgesellschaft ist nur präsent, wer sich im öffentlichen Gespräch verständlich und glaubwürdig artikulieren kann. Papst Paul VI. hat den Dialog, frei von „unverständlicher Sprache“, gefordert. Die Öffentlichkeit reagiert nicht auf langatmige Papiere; sie erwartet eine klare Sprache.

3. Wir brauchen in der katholischen Laienarbeit Gespür für die Kunst des Politischen³¹. Eine Identität der politischen Vorstellungen katholischer Laien mit denen der C-Parteien kann nicht mehr angenommen werden. Politische Impulse der Christen bzw. kirchlicher Gruppen und Verbände gehen an die Adresse aller demokratischen Parteien. Das aber setzt eine *Politikfähigkeit* voraus, die einerseits nicht schon identisch ist mit diesem oder jenem Parteiprogramm und sich zugleich nicht auf die Ebene politischer Allgemeinplätze zurückzieht. Das ist durchaus eine Kunst, die wir erst noch lernen müssen. Der bereits erwähnte Konsultationsprozeß ist dazu eine gute Gelegenheit. Glaubwürdigkeit und Kompetenz werden dabei die Maßstäbe sein, an denen wir gemessen werden.

4. Katholische Laienarbeit sollte einen Beitrag leisten zur Entwicklung von *Entscheidungsfähigkeit* der Christen. Die Kultur, in der wir leben, bietet eine weiter wachsende Vielfalt an Optionen. Alles scheint möglich. Das Lebenswissen in dieser Kultur unterschlägt aber manches Mal die unterschiedliche Qualität der Optionen im Blick auf die Gefahr einer ebenfalls wachsenden Funktionalisierung des Menschen und seiner Beziehungen. Entscheidungen in gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Fragen sind nötig, die zu dem Maß führen, das nicht der Mensch aus sich heraus zum Zweck weiterer Optimierung hervorbringt, sondern zu jenem Maß, das er von Gott her erfährt und das den Kern der unverlierbaren und unverwechselbaren Würde des Menschen ausmacht. Das ist der Beitrag des Christentums zum Erhalt der Menschenrechte und der Freiheit.

5. Seit das Konzil den Laien eine Kompetenz in geistlichen und in weltlichen Angelegenheiten zugesprochen hat, ist für die katholische Laienarbeit schließlich auch wichtig, ihren Beitrag zur *Religionsfähigkeit* des heutigen Menschen zu leisten. Christwerden, so wurde bereits gesagt, ist in der modernen Kultur schwieriger.

ger geworden. Diese Kultur zeichnet sich durch einen dauernden Wandel und die Faszination für das Neue aus. Zugleich wird seit geraumer Zeit auch festgestellt, daß in der Postmoderne durchaus der Sinn für Religion wieder wächst. Die Frage bleibt aber, wie religiöse Bedürfnisse sich binden lassen an das konkrete Christentum, an die Grundbotschaften des Evangeliums, und von daher eine „Gebetsfähigkeit als Gottes- und Selbstannahme“³² ausgebildet wird. Wie kann auf der Grundlage heutiger Lebenserfahrungen Neugierde geweckt werden an der Entwicklung solcher Gebetsfähigkeit? Diese Frage kann nicht mehr so leicht innerkirchlich an den Klerus delegiert werden. Die Arbeit der katholischen Laien muß nicht nur kompetent in weltlichen Angelegenheiten sein, um im Wettbewerb mit anderen gesellschaftlichen Gruppen akzeptiert zu werden. Sie braucht auch das Profil derer, die neugierig machen auf die Hoffnung, die sie trägt.

Entwicklungsprozesse stehen an, von denen viel abhängt. Solche Zeiten verlangen manchmal die Zuspitzung in der Sache, nicht aber eine Polarisierung der Personen und Gruppen. Die großen christlichen Kirchen stehen in einem Wandlungsprozeß, dessen Gelingen wesentlich auch abhängen wird von ihrer Fähigkeit, Ängstlichkeit und damit verbundene vorschnelle Angstreaktionen abzulegen und jene selbstbewußte Gelassenheit zu finden, zu der die Botschaft, von der sie reden und Antwort geben sollen, sie wahrlich ermuntern kann.

ANMERKUNGEN

¹ G. Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie d. Ggw.* (Frankfurt 1992) 36.

² Wenn im Folgenden der Begriff „Laie“ verwandt wird, so geschieht dies im Wissen darum, daß es gute Gründe gibt, ihn aufgrund der damit verbundenen negativen Konnotationen (Laie = Nichtfachmann/-fachfrau) durch den Begriff „Christ“ zu ersetzen. Vgl. zu dieser Problematik v. a. P. Neuner, *Der Laie u. d. Gottesvolk* (Frankfurt 1988), sowie ders., *Was ist ein Laie?*, in dieser Zs. 210 (1992) 507–518.

³ E. Klinger, *Armut. Eine Herausforderung Gottes. Der Glaube d. Konzils u. d. Befreiung d. Menschen* (Zürich 1990) 97. ⁴ AAS 56 (1964) 646 f.

⁵ B. Welte, *Die Würde d. Menschen u. d. Religion. Anfrage an d. Kirche in unserer Ges.* (Frankfurt 1977) 84.

⁶ K. Rahner, *Vom Dialog in d. Kirche*, in: Rahner S VIII 428 f.

⁷ *Dialog statt Dialogverweigerung. Wie in der Kirche miteinander umgehen*, hg. v. A. Schavan (Kevelaer 1994).

⁸ Klinger 102. ⁹ Freiburg 1992. ¹⁰ Ebd. 97. ¹¹ Ebd. 102.

¹² „Von den weltanschaulichen Grundlagen her bot sich dafür die Welt der Heiligen, der Engel, der Gottesmutter Maria und des um ihre Verehrung sich rankenden Wallfahrtswesens an“ (ebd.).

¹³ F.-X. Kaufmann, *Das II. Vat. Konzil als Moment einer Modernisierung d. Katholizismus* (unveröffentl., Juli 1994) 17. ¹⁴ Klinger 102 f. ¹⁵ Ebd. 104. ¹⁶ Ebd. 105. ¹⁷ A. a. O. 580. ¹⁸ Klinger 107.

¹⁹ Th. Großmann, *Zw. Kirche u. Ges. Das Zdk 1945–70* (Mainz 1981) 171.

²⁰ K. Mörsdorf, *Die andere Hierarchie. Eine krit. Unters. zur Einsetzung von Laienräten in den Diöz. d. BR Dtl.*, in: AKathKR 1969, 461 ff., A. 11. ²¹ Großmann 170–184.

²² F.-X. Kaufmann, *Religion u. Modernität* (Tübingen 1989) 210.

²³ K. Gabriel, *Trad. im Kontext enttradionalisierter Ges.*, in: *Wie geschieht Trad.? Überl. im Lebensprozeß d. Kirche*, hg. v. D. Wiederkehr (Freiburg 1991) 81. ²⁴ Ebd. ²⁵ Ebd. 82. ²⁶ Ebd. 83.

²⁷ Interview mit KNA, 18. 2. 1995. ²⁸ Gabriel (A. 9) 200. ²⁹ Ebd. 201.

³⁰ Interview mit KNA, 18. 2. 1995.

³¹ A. Schavan, *Über die Kunst d. Politischen und den Geist d. Unterscheidung*, in: LebZeug 44 (1989) 21–27.

³² Kaufmann (A. 22) 210.